

HEYNE <

BORIS BONDAREW

IM MINISTERIUM DER LÜGEN

Ein russischer Diplomat über Moskaus
Machtspiele, seinen Bruch mit dem Putin-Regime
und die Zukunft Russlands

Aus dem Russischen von David Drevs

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage
Originalausgabe 2023

Copyright © 2023 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Kerstin Lücker

Umschlaggestaltung: wilhelm typo grafisch

Unter der Verwendung eines Motivs von
picture alliance / imageBROKER | Michael Runkel

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-21871-0

www.heyne.de

INHALT

Vorbemerkung:

Der 24. Februar 2022 und die Folgen	7
1 Frühe Jahre	15
Der einarmige Held – Die wilden Neunziger – Eine Illusion zerplatzt <i>Moskau (1980-2001)</i>	
2 Erste Schritte als Diplomat	39
Nah und ferne Nachbarn – »Es ist nicht an uns, das Zentrum zu korrigieren!« – Keine außenpolitische Strategie <i>Phnom Penh (2002–2006)</i>	
3 Internationale Organisationen	69
Kriege und Konflikte – Die fetten Nullerjahre – Medwedew als Hoffnungsträger <i>Moskau (2006–2009)</i>	
4 Diplomatie als Interessenvertretung	87
Ungenutzte Potenziale – Wahlrecht oder Wahlpflicht? – Inkompetenz und Indifferenz <i>Ulaanbaatar (2009–2013)</i>	
5 Rüstungsfragen und Propaganda	121
Ausfuhrkontrolle und Trägertechnologien – Der Maidan und die Folgen – Chemische und biologische Waffen <i>Moskau (2013–2019)</i>	

6 Die Vereinten Nationen	171
Atomwaffen und Drohnen – »Wollen Sie wirklich Krieg?« – Realitätsverlust und Ernüchterung <i>Genf (2019–2022)</i>	
7 Ausblick	217
Der Dritte Weltkrieg – Wie Putins Aggression bekämpfen? – Opposition im Exil – Eine neue Außenpolitik für Russland	
Glossar:	249
Diplomatische Ränge und Posten in Russland	

VORBEMERKUNG:

DER 24. FEBRUAR 2022 UND DIE FOLGEN

Bomben über Kyjiw

Der 24. Februar 2022 hätte eigentlich ein ganz normaler Arbeitstag werden sollen. Tags zuvor hatte ganz Russland wie jedes Jahr seine Armee, die »Vaterlandsverteidiger« gefeiert. Als ich gegen sieben Uhr morgens aufwachte, griff ich wie gewohnt zuerst zum Mobiltelefon, um mich auf den neuesten Stand zu bringen. Die Newsfeeds hatten nur ein Thema: den Beginn von Putins »militärischer Sonderoperation«. Die russische Armee war in die Ukraine einmarschiert, Russland bombardierte Kyjiw, Charkiw, Mykolajiw, Odessa, Poltawa. Ich sah Fotos von Bombeneinschlägen, Videos von fliegenden Marschflugkörpern, endlose Staus am Stadtrand von Kyjiw. Eine Liedstrophe aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs kam mir in den Sinn: »Am 22. Juni, / Um vier Uhr in der Früh, / Da wurde Kyjiw bombardiert / Und wir wurden informiert: / Jetzt ist der da, der Krieg.« In diesem sowjetischen Gassenhauer geht es um den Angriff Nazi-Deutschlands auf die Sowjetunion im Juni 1941. Damals war es Hitlers Luftwaffe, die »unser« Kyjiw, – unsere Leute, unser Land – bombardierte. Nun bombardierten wir es selbst. Der Aggressor war nicht irgendein fremdes Land, sondern mein eigenes. »Unsere Leute«, das waren jetzt russische Angreifer. An diesem 24. Februar 2022 wurde mir klar: Das russische Regime hatte endgültig seine Maske fallen gelassen – es war wahrhaft faschistisch geworden und knüpfte sein weiteres politisches Überleben an den militärischen Erfolg.

Zu sagen, dass ich schockiert war, wäre eine Untertreibung. Bis zuletzt war ich überzeugt gewesen, dass es keine Invasion geben würde, denn dafür fehlten die objektiven Voraussetzungen. Die Führung des Landes, so

meine – offenbar naive – Einschätzung, musste sich doch bewusst sein, dass weder unsere Streitkräfte noch unser militärisch-industrieller Komplex für einen ernsthaften Konflikt mit dem Westen gerüstet waren. Für mich stand fest, dass der Westen einem Krieg Russlands gegen die Ukraine nicht tatenlos zusehen, sondern der Ukraine beistehen würde. Ein Erfolg Putins wäre der Beweis, dass die westlichen Demokratien nicht in der Lage sind, jene zu unterstützen, die ihre Ansichten und Werte teilen, als da sind: die Unverletzlichkeit der Grenzen, die Souveränität der Völker, ihre Freiheit, die eigenen Regierungsvertreter selbst zu wählen und sich nicht von einer äußeren Macht unterwerfen zu lassen.

Auch war mir klar, dass die Ukraine nicht mehr so schwach und gespalten dastand wie noch 2014. Die Streitkräfte des Landes waren keine schlecht ausgebildeten, unerfahrenen, zerlumpten Soldatenbürschchen mehr, sondern verfügten über moderne Waffensysteme. Außerdem wusste ich, dass Russland keine wirklichen Verbündeten hatte, die ihm helfen konnten, die Last des Krieges zu tragen. Die 2002 gegründete Organisation des Vertrags über kollektive Sicherheit (OVKS), einst der Stolz der russischen Diplomatie, war zwar tatsächlich so etwas wie unsere »Mini-NATO«, aber es stand außer Zweifel, dass sich – von Belarus vielleicht abgesehen – kein einziges ihrer Mitglieder in eine Konfrontation Russlands mit dem gesamten Westen hineinziehen lassen würde.

Vor dem 24. Februar hatte ich den Eindruck gehabt, dass die politischen Entscheidungsträger im Land eine ähnliche Ansicht wie ich vertraten. Die Bündelung von Truppen an der ukrainischen Grenze sowie die darauffolgenden Manöver erschienen mir als Teil eines großen politischen Spiels, das darauf abzielte, der Ukraine und ihren westlichen Partnern Zugeständnisse abzurufen. Der größte Schock – und die größte Enttäuschung – dieses Tages war somit die Erkenntnis, wie wenig die Führung Russlands über die aktuelle Situation informiert war und wie weit sie sich von der Realität entfernt hatte.

Es war klar, dass die Ukrainer den russischen Streitkräften nicht mit Brot und Salz begegnen würden. Niemand würde die Kolonnen russischer Panzer mit Blumen bewerfen – eher schon mit Molotowcocktails.

Es war mir ein Rätsel, wie man es – fehlgeleitet von pseudohistorischen Chimären – fertigbringen konnte, die Beziehungen zwischen diesen beiden geschichtlich, sprachlich, kulturell und familiär aufs Engste verbundenen Völkern einfach zunichtezumachen. Erschrocken nahm ich zur Kenntnis, dass wir dabei waren, uns in einen blutigen Krieg zu verwickeln, obwohl wir im eigenen Land vor gigantischen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Herausforderungen standen. Ich wusste: Diesen Krieg zu gewinnen ist völlig aussichtslos. Die Entwicklung unseres Landes wird dadurch um Jahrzehnte zurückgeworfen. Und das alles nur, damit einige Herrschaften vorgerückten Alters noch etwas länger ihre Paläste bewohnen und sich an ihren enormen Reichtümern ergötzen können, während Zehn-, ja vielleicht Hunderttausende ihrer Mitbürger in einem völlig unnötigen Konflikt ihr Leben lassen.

Ich begriff: Das war der Anfang vom Ende. Der Anfang vom Ende jenes Russlands, das wir kannten, jener Weltordnung, an die wir uns gewöhnt hatten, das Ende jeglicher nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen Russland und der Ukraine – überhaupt das Ende des bisherigen Lebens. Ich erinnerte mich an Kyjiw, das ich mehrfach besucht hatte: diese malerische, lebenswerte Stadt mit ihren wunderbaren Menschen und dem köstlichen Essen. Mir war unverständlich, wie man die Ukraine bombardieren und im selben Atemzug sagen konnte: »Wir sind ein Volk und wollen mit euch zusammenleben.«

Das Versagen der Diplomatie

Bereits an diesem Morgen des 24. Februar wusste ich, dass ich meine Kündigung einreichen würde. Ich sah mich außerstande, für diesen Staat weiterzuarbeiten. Die russische Regierung hatte schon so manche Verbrechen begangen, über die ich – zu meinem heutigen Bedauern – hinweggesehen hatte, doch mit diesem Krieg war für mich eine rote Linie überschritten und ein Verbleib im Staatsdienst durch nichts mehr zu rechtfertigen.

Da ich noch nicht wirklich glauben konnte, was geschehen war, fehlte mir die letzte Entschlossenheit, noch am selben Tag mein Kündigungsschreiben aufzusetzen. Stattdessen fuhr ich zur Arbeit und betrat dort sofort das Büro meines Chefs. Dieser machte auf mich einen verlorenen Eindruck – und wahrscheinlich wirkte ich genauso auf ihn. Als erfahrener, hochrangiger Diplomat der Ständigen Vertretung Russlands in Genf wusste er vermutlich nur zu gut, dass Putins »militärische Sonderoperation« das Ende der normalen Diplomatie bedeutete, einer Diplomatie, die auf Dialog beruht, auf der Fähigkeit einander zuzuhören, die Meinung des Gegenübers zu berücksichtigen und Kompromissentscheidungen zu treffen. Sicher, auch in den Jahren zuvor hatte die russische Diplomatie – ohne einen großen Krieg zu führen – so gut wie jeden Kompromiss abgelehnt und dabei versucht, ihre Position auf grobe, ja plumpe Art und Weise durchzusetzen. Aber wenigstens war der Dialog nie abgebrochen.

Der Krieg ist das Versagen der Diplomatie. Aber es wäre falsch zu behaupten, der Grund für die »militärische Sonderoperation« liege darin, dass russische, ukrainische und westliche Diplomaten nicht in der Lage gewesen wären, einen Kompromiss zu finden. Im Gegenteil: Dieser Akt war nichts anderes als Russlands bewusste, vorsätzliche Weigerung, den Konflikt mit der Ukraine diplomatisch zu lösen. Putin will offensichtlich keine friedliche Lösung. Ich denke, sein Ziel ist es, sich selbst, den Russen und der ganzen Welt seine Stärke zu beweisen und somit seine Forderung zu unterstreichen, dass man bei der Lösung jeglicher globalen Probleme seine Position zu berücksichtigen hat. Im Grunde geht es ihm bei alledem um eine Revanche für den so schmerzhaft empfundenen Zusammenbruch der Sowjetunion, darum, die bewährten Regeln der internationalen Beziehungen neu zu schreiben. Ein schneller militärischer Sieg über die Ukraine, in Tempo und Ausmaß gleichermaßen niederschmetternd, würde die ganze Welt zwingen, Russland und seinen unabsetzbaren Führer in neuem Licht zu sehen.

Die Reaktionen der Diplomaten

Nachdem ich das Dienstzimmer meines Vorgesetzten verlassen hatte, ohne von ihm eine klare Stellungnahme zum aktuellen Geschehen zu erhalten, betrat ich das Büro, in dem unser Referat für Abrüstungsfragen residierte. Dort besprach unser Team wie jeden Morgen bei einer Tasse Kaffee das politische Geschehen und die eigenen Arbeitspläne. An diesem Tag schmeckte meine Nespresso-Kapsel besonders schal: Mich deprimierten nicht nur die Nachrichten selbst, sondern auch das anhaltende zufriedene Grinsen vieler Kollegen. Die meisten von ihnen kamen aus dem Militär oder den Geheimdiensten und sahen in dem Geschehen nichts anderes als eine Machtdemonstration ihrer geliebten Heimat. Gewaltsame Lösungen waren für sie das beste und effektivste Mittel. Über die schneidigen Berichte der russischen Medien freuten sie sich wie Kinder und diskutierten begeistert, dass »wir es den Amerikanern mal wieder zeigen« würden.

Es ist mir ein Rätsel, wie sich diese gebildeten und informierten Menschen über den Ausbruch des Krieges freuen konnten. Meine Kollegen wussten doch nur zu gut, wozu Atomwaffen in der Lage sind, schließlich diskutierten wir bei den Vereinten Nationen in Genf ständig diese Frage. Und natürlich dachte ich an nichts anderes, als Putin sagte: »Wir werden die Interessen Russlands *mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln* schützen.«

Wenn jemand, der mit Politik und Staatsdienst nichts am Hut hat, unter dem Einfluss von Hetze und Propaganda zu der Überzeugung gelangt, dass wir nur einem Angriff der Ukraine und der NATO auf uns zugekommen sind, so kann ich das noch irgendwie verstehen. Aber wie lässt sich ein derart naiver Glaube an die »Weisheit« unserer ewigen politischen Führung bei erfahrenen Diplomaten und gestandenen Ministerialbeamten erklären?

Während meine Kollegen bereits von einer Siegesparade unserer Streitkräfte durch Kyjiw schwärmten, verbarg ich weder meine Zweifel, noch meine Besorgnis angesichts einer mehr als wahrscheinlichen

Eskalation dieses Krieges. Ich sagte offen, dass Russlands militärisches Potenzial es mit den Vereinigten Staaten – vom gesamten Westen ganz zu schweigen – niemals aufnehmen könne. Die USA könnten, wenn sie wollten, ihre Waffenproduktion innerhalb relativ kurzer Zeit deutlich hochfahren, wohingegen unsere Fähigkeiten in dieser Hinsicht nur sehr begrenzt sind. Nicht zu vergessen die enorme Abhängigkeit der russischen Industrie von Importkomponenten.

»Der Westen wird sich niemals einmischen«, entgegnete ein Kollege im Brustton der Überzeugung. »Die werden sich hüten, wenn sie sehen, wie entschlossen wir sind. Und die Ukrainer werden die Beine in die Hand nehmen, gegen unsere Armee sind sie doch völlig chancenlos. Schon nächste Woche werden uns die Yankees eine neue Regelung und neue Sicherheitsgarantien anbieten. Das läuft alles wie geschmiert.«

Nicht alle Mitarbeiter der Ständigen Vertretung in Genf waren in gleichem Maße überzeugt von einem schnellen Sieg. Vor allem freuten sich natürlich die Militärangehörigen, aber auch – was besonders bitter war – unsere jüngeren, weniger erfahrenen Mitarbeiter. Offenbar waren diese noch nicht in der Lage, Informationen wirklich kritisch zu beurteilen, weshalb sie sich einfach der offiziellen Position anschlossen und der Meinung der dienstälteren Kollegen vertrauten. Schon weniger glücklich kamen mir die eher konformistisch eingestellten Mitarbeiter vor, die nie eine eigene Meinung hatten (oder diese nicht offen vertraten). Und natürlich reagierte nicht nur ich auf die jüngsten Ereignisse schockiert und deprimiert. Viele meiner Kollegen empfanden dasselbe wie ich, ich glaube, sogar Botschafter Gatilow. Als ich ihm kurz nach Kriegsausbruch begegnete, verriet sein Gesicht weder Freude noch Begeisterung. Das Ende seiner Karriere – er stand kurz vor der Pensionierung – hatte er sich sicher anders vorgestellt.

All diese unterschiedlichen Emotionen, von Jubel bis Entsetzen, hatten auf unsere Arbeit nicht die geringste Auswirkung. Selbst wenn man kategorisch anderer Meinung war, hatte man zu schweigen und nach außen hin in die allgemein aggressive Rhetorik einzustimmen. Anders

ist es in Russland unmöglich, im diplomatischen Dienst zu arbeiten – heute mehr denn je.

Eine Frage der Berufsehre

Eine Kollegin, die ich als durchaus andersdenkend bezeichnen würde, wiederholte immer wieder den Satz: »Was können wir schon tun?« Aber einfach weiter zur Arbeit zu gehen war schlicht peinlich. Mir war klar: Es genügte nicht, meine Kündigung stillschweigend einzureichen. Ich wollte meine Haltung als Staatsbürger deutlich machen, wollte zeigen, dass nicht alle Diplomaten willenslose Rädchen im System waren, dass man trotzdem versuchen konnte, »etwas zu tun«. Ich wollte vor mir selbst als Mensch dastehen, nicht als gesichtsloser Beamter, dessen Meinung niemanden interessiert, weil ihm eine solche nicht zusteht. Ich schämte mich, dass ich, wenn ich mir in meinen 20 Dienstjahren hin und wieder erlaubte, Skepsis zu äußern, dies immer nur so leise getan hatte, dass es den Zorn der Obrigkeit nicht erregte.

Ich wollte meine Berufsehre wahren. Professionalität bedeutet für mich nicht nur, gute Arbeit abzuliefern, sondern auch meine Selbstachtung nicht zu verlieren, mir bewusst zu sein, dass ich etwas kann, etwas weiß und einen guten Ruf habe. Ein professioneller Diplomat kann nicht erst die Reduzierung von Atomwaffen fordern und dann aufgrund einer – reichlich vage beschriebenen – äußeren Bedrohung deren möglichen Einsatz gutheißen. Da ein systemtreuer Diplomat in Russland heute aber nur das verlautbaren kann, was Moskau billigt, hätte ich meine fachliche Meinung ändern müssen. Ich, der ich stets den Abzug amerikanischer Atomwaffen aus Europa gefordert hatte, hätte behaupten müssen, die Stationierung russischer Atomwaffen in Belarus diene nur dem Schutz unserer Interessen und führe nicht zu einer Eskalation.

Als Diplomat war ich es gewohnt, meine persönliche Meinung so vorsichtig wie möglich zu formulieren. Also postete ich am ersten Tag des Krieges auf meiner Seite in VK (dem russischen Facebook) – nur für

meine Freunde sichtbar – ein Porträt des einstigen französischen Polizeiministers Joseph Fouché. Dieser hatte auf Napoleon Bonapartes Befehl, den Herzog von Engchien zu verhaften und zu erschießen, mit dem berühmten Satz geantwortet: »Das ist mehr als ein Verbrechen, das ist ein Fehler!« Dieser Satz beschreibt für mich in überaus treffender Weise das Wesen des Angriffs auf die Ukraine, denn auch dieser ist zweifellos ein Verbrechen: gegen die Ukraine, gegen Russland, gegen den Frieden sowie gegen jegliche Grundsätze internationaler Beziehungen, für die sich die sowjetische und russische Diplomatie seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eingesetzt hat. Dieser Krieg ist aber auch ein gewaltiger Fehler Putins, der Russland schon jetzt Zehn- oder sogar Hunderttausende Menschenleben gekostet hat, der im Lauf der Zeit nur noch teurer werden und das Land schlussendlich in die völlige Isolation und den Ruin treiben wird.

Putin hat nicht nur die Perspektiven seiner eigenen Herrschaft drastisch reduziert, sondern auch das Ende jenes Russlands eingeläutet, das uns vertraut war und das – trotz immer weiter angezogener Daumenschrauben – Menschen mit anderen Ansichten und Meinungen nach wie vor eine Heimat bot. Am 24. Februar 2022 hat sich Russland für immer verändert.

Wozu dieses Buch?

Die folgenden Aufzeichnungen, in denen ich meinen persönlichen Werdegang sowie Russlands Entwicklung von den 1990er-Jahren bis heute schildere und kommentiere, sollen unmittelbar Einblick in die russische Diplomatie und Außenpolitik geben, aber auch Erkenntnisse über die Mechanik des russischen Staatswesens liefern. Meine Hoffnung ist, dass der eine oder andere mit Hilfe dieses Buches ein wenig besser versteht, wie die Ereignisse der letzten Jahre jene Entwicklung nehmen konnten, die wir heute beobachten.

1 FRÜHE JAHRE

DER EINARMIGE HELD – DIE WILDEN NEUNZIGER – EINE ILLUSION ZERPLATZT

MOSKAU (1980-2001)

Der »einarmige Held«

Ich bin am 10. September 1980 in der Moskauer Grauermann-Geburtsklinik am Kalinin-Prospekt (heute: Neuer Arbat) zur Welt gekommen – im Herzen Moskaus.

Die Familien meiner Eltern waren typische Vertreter der sowjetischen Intelligenzija. Von den Vorfahren meiner Mutter weiß ich allerdings deutlich mehr als von denen meines Vaters. Über dessen Herkunft ist mir nur bekannt, dass sein Vater wohl als Chauffeur arbeitete, und dass die Familie aus Dimitrowgrad im Gebiet Uljanowsk stammte. Mein Großvater mütterlicherseits hingegen war meine gesamte Kindheit über »anwesend« (obwohl er noch vor meiner Geburt starb), denn meine Eltern hatten seine Moskauer Wohnung geerbt, in der alles von seiner Persönlichkeit geprägt war. Auch ich selbst habe etwas von ihm, bin ich doch nach ihm benannt worden.

Mein Großvater Boris Alexandrowitsch Wladimirow wurde 1905 in Alexandropol (heute: Gjumri, Armenien) geboren. Sein Vater, Stabshauptmann Alexander Nikolajewitsch Wladimirow, hatte sich 1904 im Russisch-Japanischen Krieg bei der Belagerung von Port Arthur hervorgetan und war dafür mit dem St.-Georgs-Orden 4. Klasse ausgezeichnet worden. Er hatte damals einen Arm verloren; in der Glasvitrine unseres Wohnzimmerchranks hing eine Zeitungsnotiz über ihn mit dem Titel: »Der einarmige Held«. Seinen Dienst quittierte er als Oberst. Offenbar war dieser Erfolg in der zarischen Armee später auch der Grund

dafür, dass er 1938 als Volksfeind verhaftet wurde. Lange Zeit war man in der Familie der Ansicht, er sei nach Kasachstan verbannt worden und irgendwo dort in Lagerhaft umgekommen. Aber als in den Neunzigerjahren die Archive geöffnet wurden, stellte sich heraus, dass mein Urgroßvater fast unmittelbar nach seiner Verhaftung wegen konterrevolutionärer Tätigkeit erschossen worden war. Man fragt sich natürlich, inwiefern dieser einarmige Greis, der mein Urgroßvater damals war, der Sowjetmacht damals hätte gefährlich werden können.

Alexander Wladimirows Sohn Boris war ebenfalls Offizier, nun aber natürlich in der Roten Arbeiter- und Bauern-Armee. Besonderen Ehrgeiz oder gar Karriereambitionen scheint mein Großvater nicht an den Tag gelegt zu haben – was möglicherweise auch dazu beitrug, dass er die Dreißigerjahre überlebte.

Darüber, wie er die Verhaftung und den Tod seines Vaters empfunden hat, kann ich nur spekulieren. In seinen Memoiren, die er für die Schublade schrieb und die erst 2005 veröffentlicht wurden, macht er keinen Hehl aus seiner negativen Haltung gegenüber der Politik des Sowjetstaats und den Repressionen, die zwangsläufig eine Schwächung der militärischen Führung bewirkten. Auch über die Sozial- und Außenpolitik der Kommunistischen Partei äußert er sich wenig begeistert, doch musste er seine Skepsis damals natürlich für sich behalten.

Gleichzeitig muss ihm klar gewesen sein, dass er demselben System, das seinen Vater vernichtet hatte, seine Karriere verdankte. Wie übrigens auch sein älterer Bruder Lew Alexandrowitsch, der in Tbilissi lebte und sich als Geograf um die Wissenschaft Georgiens verdient gemacht hat. Wie die beiden Brüder diese Frage für sich beantwortet haben, weiß ich nicht. Fest steht jedoch, dass mein Großvater nie auch nur einen Augenblick daran geglaubt hat, sein Vater sei an wie auch immer gearteten »konterrevolutionären Umtrieben« beteiligt gewesen, und stets von dessen absoluter Unschuld überzeugt war. Im Jahr 1958 ist Alexander Nikolajewitsch Wladimirow dann posthum rehabilitiert worden.

Als 1941 der Große Vaterländische Krieg begann, war Major Wladimirow in der Region Krasnojarsk stationiert. Seine Aufgabe bestand

darin, im dortigen Sibirischen Militärbezirk aus mobilisierten Soldaten geordnete Bataillone zu bilden.

An die Front gelangte mein Großvater erst 1942 als Kommandeur der 140. Separaten Schützenbrigade. Ich erinnere mich an seine Schilderungen vom Alltag in den Schützengräben der Wolchow-Front bei Leningrad: Die Soldaten gruben sich durch den gefrorenen Boden voran. Sobald das Eis zu schmelzen begann, stieg ihnen das bitterkalte Wasser bis zur Taille, bisweilen sogar bis zur Brust. Unter diesen Bedingungen kämpften sie wochenlang, mit enormen Verlusten allein durch Unterkühlung und Krankheiten. Daran muss ich immer denken, wenn ich heute die Aufkleber mit dem Spruch »Wir können es wiederholen« auf russischen Autos sehe (eine Drohformel, die ursprünglich aus der Zeit des Siegs über Nazideutschland stammt, heute aber vor allem gegen die NATO und die USA gerichtet ist). Ich glaube kaum, dass der russische Durchschnittsbürger heute noch bereit wäre, tage- und nächtelang hüft hoch in eiskaltem Wasser zu stehen und trotzdem widerspruchslos die Befehle seiner Vorgesetzten auszuführen – das Feuer zu eröffnen und zu erwidern, den Feind anzugreifen und die Belastungen des Frontalltags zu ertragen, in ständiger Gefahr um Leib und Leben. Genau das ist nämlich der Unterschied zwischen der sowjetischen und der »putinistischen« Einstellung zum Krieg: Zu Sowjetzeiten hätte niemand gewagt, den Krieg zu verharmlosen, im Gegenteil, sein Schrecken und seine Schwere wurden stets ausdrücklich betont. Putin aber trichtert den unreifen Gemütern der Russen in seinem Siegeswahn ein, dass Krieg automatisch Sieg bedeutet, mit allem, was dazugehört: Konzerten, Paraden, Nationalstolz. Wozu das führt, erleben wir alle derzeit tagtäglich.

Mein Großvater erlebte das Kriegsende in Deutschland. Für die Einnahme der Stadt Schneidemühl (heute: Piła in Polen) mitsamt ihrer Besatzung und Militärtechnik erhielt Generalmajor Wladimirow den Ehrentitel »Held der Sowjetunion« – die höchste Auszeichnung der UdSSR. Nach dem Krieg blieb er in der Armee, befehligte ein Korps, war Stabschef der Luftlandtruppen und diente als Militärberater in

Bulgarien. 1960 schied er als Generalleutnant aus dem Militärdienst aus. Er starb 1978, zwei Jahre vor meiner Geburt.

Aus heutiger Sicht denke ich, dass sich diese Fähigkeit meiner Vorfahren, sich eine eigene Meinung zu bilden und nicht blind der Propaganda zu vertrauen, auch in einigen Entscheidungen widerspiegelt, die ich nach dem 24. Februar 2022 getroffen habe.

Internationale Handelsbeziehungen und ein Schweizer Intermezzo

Meine Eltern haben sich am Moskauer Staatlichen Institut für Internationale Beziehungen (MGIMO) kennengelernt. Meine Mutter arbeitete dort als Englischlehrerin, und mein Vater war ihr Student. Den Studienplatz am MGIMO hatte er im Rahmen der sogenannten »Arbeiterquote« bekommen. Diese Möglichkeit für die Arbeiterjugend, mit einer ordentlichen Aufnahmeprüfung an einer elitären Bildungseinrichtung zu studieren, kam Anfang der 1970er-Jahre auf, als die Staatsführung beschloss, den Nachwuchs der Nomenklatura mit Vertretern der werktätigen Klasse zu durchmischen. Mein Vater fiel damals genau in diese Kategorie und schrieb sich nach dem Wehrdienst an der Fakultät für internationale Wirtschaftsbeziehungen ein.

Nach dem Studienabschluss als »internationaler Ökonom« begann er für das Außenhandelsministerium der UdSSR zu arbeiten. Bekanntlich herrschte in der Sowjetunion ein staatliches Monopol auf den Außenhandel, für den ein eigenes, unter dem Kurznamen »Wneschtorg« bekanntes Ministerium zuständig war. Dieses residierte im selben Wolkenkratzer wie das Außenministerium am Smolenskaja-Platz – einem jener berühmten Stalin-Hochhäuser Moskaus.

Mein Vater machte im Außenhandelsministerium Karriere, wobei ihm sowohl das Studium an der renommierten Kaderschmiede als auch seine Herkunft aus einer vorbildlichen Arbeiter- und Bauernfamilie zum Vorteil gereichten. Mitte der 1980er-Jahre wurde mein Vater dann

zum Kandidaten der Wissenschaften promoviert und erhielt ein Angebot, für ein sowjetisch-schweizerisches Gemeinschaftsunternehmen zu arbeiten. So landeten wir 1984 in Zürich.

Für meine Eltern war es der erste lange Auslandsaufenthalt – bislang hatten sie nur Kurzurlaube in den Ländern des sozialistischen Lagers gemacht. Das Leben in einem der reichsten und höchstentwickelten Länder Europas sollte ihre Sicht auf viele Dinge grundsätzlich verändern. Der saubere, gepflegte Zustand der Städte, die Höflichkeit der Menschen auf der Straße – all das stand in krassem Gegensatz zur sowjetischen Lebenswirklichkeit. Dazu die reiche Auswahl an Lebensmitteln in den Supermärkten, die Einkaufswagen, die Tiefgaragen, die Haltewunschtasten im öffentlichen Nahverkehr – all das war so überraschend neu, dass man sich die berechtigte Frage stellte: »Warum ist das bei uns nicht so?« Damals lernten wir zum ersten Mal, was Cornflakes, Joghurt oder Kiwis sind.

Wir wohnten in einem schönen Apartment in Witikon, einem der Vororte von Zürich. Auf Spaziergängen im nahe gelegenen Wald konnte man in der Dämmerung Rehen begegnen. Mein Vater kutscherte uns in seinem Firmenwagen durch die ganze Schweiz. Fast jedes Wochenende packten wir belegte Brote und Tee in Thermoskannen ein, um einen neuen Teil dieses kleinen, aber faszinierenden und vielfältigen Alpenlandes zu erkunden. Bereits im ersten Jahr besuchten wir sämtliche Kantone, von Genf bis St. Gallen, und machten sogar noch einen Abstecher nach Liechtenstein. Die Kollegen meines Vaters hatten für seine Reise lust nur wenig Verständnis: Sie selbst sparten brav ihre kostbaren Devisen, manche von ihnen lebten buchstäblich von Brot und Wasser.

Mein Vater war Finanzdirektor der Firma, mit einem offiziellen Gehalt von rund 7 500 Franken im Monat – eine stattliche Summe, selbst nach heutigen Maßstäben. Ausgezahlt bekam er jedoch nur 1 500 Franken, die siebeneinhalbtausend waren reine Fiktion, eine erfundene Zahl, um die Schweizer Arbeitsgesetze einzuhalten.

Im Juni 1985 erblickte meine Schwester in Zürich das Licht der Welt. Mein Vater kam selbst für die Kosten der Geburt auf – die sowjetische Führung zeigte nicht das geringste Interesse, ihre Angestellten im Aus-